

Diogenes

Leseprobe



Alle Rechte vorbehalten.

Die Verwendung der Texte und Bilder, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlages urheberrechtswidrig und strafbar.

Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© Diogenes Verlag AG
www.diogenes.ch

Ein Gebet für Marcella
(*sprich: Marshalla*)

Ich nahm den Sieben-Uhr-Zug nach Zandvoort. Ich hatte eine Thermosflasche mit Wein dabei, doch der war nicht mehr besonders kalt, denn ich hatte die Flasche schon die halbe Nacht mit mir herumgeschleppt. Es war die erste wirklich warme Nacht in diesem Frühling gewesen, und in meiner Badewanne lief das Wasser nicht mehr ab.

Ich hatte meinen polnischen Freund besucht, doch nicht daran gedacht, daß es schon drei Uhr nachts war, als ich bei ihm klingelte. Auch er konnte nicht schlafen, und so spielten wir Schach. Er machte Suppe warm – damit wir nicht betrunken würden, wie er sagte, doch das hatte nichts genutzt. Um fünf Uhr sagte er, daß er jetzt wieder in die Federn kriechen wolle.

Ich wußte, daß ein Klempner schnell ein paar hundert Gulden kosten würde. Darum beschloß ich, an den Strand zu fahren, um zu duschen. Ich nahm mein Fahrrad, fuhr nach Hause und füllte meine Thermosflasche. Ich unternahm noch einen letzten Versuch, die Badewanne mit einem Eimer leer zu schöpfen, doch aus dem Abfluß kam immer neues Wasser hoch. Es fing an zu stinken.

Dann ging ich zum Bahnhof. Es fuhren noch keine Züge. Vor dem Eingang standen ein paar Leute und warteten,

doch ich hatte keine Lust, mich zu ihnen zu stellen. Wieder sah ich dieses Gesicht vor mir und dachte, daß ich wohl noch eine ganze Weile immer wieder daran denken würde. Es gibt Gesichter, aus denen die Schönheit langsam verschwindet, es gibt Gesichter, aus denen man alle Schönheit herausgeprügelt hat, und es gibt Gesichter, aus denen man die Schönheit noch herausprügeln wird. Das Schöne an diesen schlecht beleuchteten Kneipen ist nicht nur, daß man dort gut trinken kann, sondern auch, daß man das alles nicht mehr zu sehen braucht. Ich fände es sehr angenehm, wenn nicht nur diese Kneipen, sondern die ganze Welt etwas schlechter beleuchtet wären.

Ich lief durch die Gegend westlich vom Bahnhof. Ein schönes Viertel, vor allem früh am Morgen, wenn man noch niemandem dort begegnet. Auf Prinseneiland öffnete ich meine Thermosflasche zum ersten Mal, doch da war der Wein schon lauwarm.

Als ich in Zandvoort ankam, war der Strand noch leer. Ich mietete mir einen Korb. Wir hatten einen schönen Königinnedag gehabt, las ich in der Zeitung. Weiter kam ich nicht, weil mir die Augen zufielen. Als ich wieder wach wurde, war der Strand schon voller Menschen. Davon bekam ich Durst, also machte ich die Thermosflasche wieder auf. Die Flasche war ein Geschenk meiner Mutter. Ich dachte an sie und an Königinnedag und versuchte mich zu erinnern, warum ich vor langer Zeit hatte Verleger werden wollen. Ich hatte die Geschichte in so vielen verschiedenen Versionen erzählt, daß ich selbst nicht mehr wußte, welche die richtige war. Vermutlich hatte ich wirklich ver-

gessen, warum ich das damals gewollt hatte, denn ich wußte ja auch nicht mehr, warum ich diesem einen Mädchen all die Briefe geschrieben, warum ich in der Klasse bei Mevrouw De Wilde die Vorhänge heruntergerissen und warum ich an jenem Dienstag im April den Termin mit Tina gemacht hatte. Manche Dinge tut man eben einfach und denkt erst hinterher darüber nach. Meine Psychologen jedoch hatten wunderbare Erklärungen dafür, so schön, daß einem beim Zuhören die Tränen in die Augen traten.

Okay, ich hatte die Vorhänge runtergerissen, sie hatten mich von der Schule geworfen, und ich hatte angefangen, im Büro zu arbeiten. Nachdem sie mich auch dort entlassen hatten, hatte ich angefangen, Bücher zu verlegen, und kurze Zeit darauf hatte ich Bankrott gemacht.

Jetzt konnte ich mich nicht mehr erinnern, warum ich all diese Dinge je gewollt hatte. Vor ein paar Wochen hatte ich einen Brief von einem Drucker bekommen. Erst hatte ich ihn ein paar Tage ungeöffnet liegenlassen. Bei bestimmten Briefen warte ich mit dem Aufmachen, bis es mir etwas besser geht. Und eines Abends las ich: »Sehr geehrter Herr, Sie behaupten, daß Sie keine Mittel haben, Ihre Schulden zu begleichen. Ich dagegen behauptete, daß jemand mit Sozialhilfe und ein wenig gutem Willen sehr wohl Fl. 355.– (inkl. Mahngebühren inzwischen Fl. 450.–) bezahlen kann. Sie versuchen also, mich hereinzulegen. In einigen Tagen kommen wir bei Ihnen vorbei und holen uns das Geld persönlich. An Ihrer Stelle wäre ich dann zu Hause und hätte das Geld parat, denn erfahrungsgemäß werden die Kosten sonst noch sehr viel höher. Grüße, Lou.«

Es gab eine Menge Drucker, die noch Geld von mir be-

kamen, aber noch nie hatte mir einer geschrieben, daß er persönlich vorbeikommen würde, um es sich zu holen.

Am nächsten Tag ging ich zu meiner Mutter und sagte, daß ich dringend dreihundertfünfundfünfzig Gulden bräuchte, weil sie mir sonst die Fensterscheiben einwerfen würden.

Ich verstaute das Geld in der untersten Schreibtischschublade. Am Abend war ich bei meinem polnischen Freund zu Wein und Knoblauchwürstchen eingeladen, die er jedesmal aus Polen mitbrachte, wenn er dort seinen Holzleim ablieferte.

Den ganzen Tag über hatte ich versucht zu lesen, doch es klappte einfach nicht. Auch nicht abends. Darum schaute ich wieder in die Kleinanzeigen. Zuerst wollte ich nirgends anrufen, sondern sie wirklich nur *lesen*. Ich hatte süffigen sizilianischen Wein im Haus. Nach einer Weile rief ich aber doch an, denn in der untersten Schreibtischschublade lag das Geld.

Die Dame am anderen Ende fragte, was ich wollte.

»Was haben Sie?« fragte ich.

»Nein«, sagte sie, »was wollen Sie?«

»Etwas Europäisches.«

Das schien mir immer noch die neutralste Antwort.

»Wie meinen Sie das?«

»Blond.«

Ich sagte irgendwas.

»Ich werd versuchen, die Mädchen anzupiepen, ich ruf Sie dann gleich zurück.«

»Okay«, sagte ich und widmete mich wieder meinem sizilianischen Wein.

Fünf Minuten später rief sie zurück.

»Meneer Grünberg?« sagte sie. »Sie haben gerade bei uns angerufen?«

»Ja«, sagte ich, »am Apparat, guten Abend.«

»Ja, wir haben gerade viel Betrieb wegen Koninginnedag.«

»Kann ich mir vorstellen.«

»Alle blonden Mädchen sind schon besetzt, oder sie fangen erst später an. Aber ich hab noch ein bildschönes Halbblut für Sie. Wirklich das schönste Mädchen, das wir haben.«

»Ein bildschönes Halbblut.« Ich nahm noch einen Schluck. »Wunderbar«, sagte ich.

»Soll ich Ihnen das Mädchen schnell beschreiben?«

»Nicht nötig«, sagte ich, »das seh ich ja dann.« Ich dachte an Tina und noch viele andere Dinge.

»Dann schick ich sie Ihnen vorbei. Einen schönen Abend und viel Vergnügen, Meneer Grünberg.«

»Ja, vielen Dank, Ihnen auch.«

Ich sprühte mir Deodorant unter die Achseln, sah in den Spiegel und drückte mir einen Pickel aus. Dann holte ich mir über dem Papierkorb einen runter. Das mache ich öfter – über dem Papierkorb. Dabei lehne ich den Kopf an die Wand und sehe, was alles im Papierkorb liegt.

Danach setzte ich mich wieder an den Schreibtisch und las noch mal den Brief von diesem Drucker. Dann zerriß ich ihn.

Die Frau hatte gesagt, daß das Mädchen nicht vor elf bei mir sein würde, doch als sie um elf Uhr noch nicht da war, dachte ich schon, sie würde nicht mehr kommen. Was mich im Grund nicht mal überrascht hätte. Im Gegenteil.

Um fünf nach elf klingelte es. Vor meiner Tür standen ein Junge und ein Mädchen. Sie schätzte ich auf achtzehn oder neunzehn. Den Jungen meinte ich von irgendwoher zu kennen, doch ich wußte nicht mehr, von wo.

»Kommt rein«, sagte ich.

»Darf ich schnell noch mit dir abrechnen?« sagte der Junge, als wir im Flur standen.

»Ja, natürlich.«

Ich ging zum Schreibtisch. Plötzlich wußte ich wieder, woher ich den Jungen kannte: In dem Herbst, als meine Mutter im Schwarzwald auf Kur war, hatte ich mir jeden Tag Pizza nach Hause bringen lassen, und er war der Bote gewesen.

»Bis in einer Stunde, Rick«, sagte das Mädchen.

»Bis dann«, sagte er und warf die Tür hinter sich zu. Jetzt war ich mit ihr allein.

»Komm rein«, sagte ich.

»Wollen wir uns nicht vorstellen?«

»Ja«, sagte ich, »natürlich. Ich bin Arnon.«

Erst jetzt konnte ich sie mir ansehen, denn im Flur war es zu dunkel dazu gewesen.

»Ich bin Marshalla«, sagte sie. Sie gab mir die Hand.

Wir setzten uns an den Tisch, und ich fragte, was sie trinken wolle.

»Was hast du da?«

»Wein, Wasser, Bier.«

»Wasser«, sagte sie.

Ich schenkte ihr ein. Aus ihrer Umhängetasche holte sie Zigaretten. Dunhill rot.

»Hast du Feuer?« fragte sie. »Ich hab kein Feuer.«

Ich gab ihr welches, und mir selbst schenkte ich noch etwas von dem sizilianischen Wein ein, von dem ich eine ganze Kiste gekauft hatte.

Sie konnte vierundzwanzig sein oder auch sechzehn. Und sie war in der Tat wunderschön.

»Marcella«, sagte ich.

»Marshalla«, sagte sie. »Moment, ich schreib's dir auf.«

Sie nahm meinen Kuli und schrieb.

»Oh, Marcella«, sagte ich.

»Marshalla. Hast du aber viele Bücher hier.«

»Ja«, sagte ich, »darf ich fragen, wie alt du bist?«

»Haben sie dir nicht gesagt, daß ich achtzehn bin?«

»Nein«, sagte ich, »das haben sie nicht gesagt, ich hab aber auch nicht danach gefragt. Außerdem, sagen sie das nicht immer?«

»Und du?«

»Zweiundzwanzig.«

»Das ist jung«, sagte sie, »das ist wirklich sehr jung.«

Sie trug eine weiße Bluse, die sie vorn am Bauch zusammengeknotet hatte, und einen kurzen schwarzen Rock, darunter Strumpfhosen und hohe Stiefel, die ihr bis zu den Knien gingen und die von oben bis unten mit Schnallen bedeckt waren. Ich hatte noch nie Stiefel mit so vielen Schnallen gesehen.

»Was machst du so?«

»Ich bin Journalist«, sagte ich. »Und du? Wie lange machst du das schon? – Wenn du findest, daß ich blöde Fragen stell, mußt du's sagen.«

»Sie sind nicht blöd, es sind halt nur *immer* dieselben. Du bist mein vierter.«

»Und, lief's gut?«

»Beim ersten schon. So ein Mann von fünfunddreißig. Das flutschte ganz gut. Aber dann war da einer, der wollte, daß ich ihm in den Mund pinkle. – Es gibt Grenzen, findest du nicht?«

»Ja«, sagte ich, »es gibt Grenzen.«

Dann fiel uns beiden nichts mehr zu reden ein, und ich schenkte mir noch etwas Wein nach.

»Brauchtest du Geld, hattest du Schulden?«

»Naja«, sagte sie, »wie's halt geht. Meine Mutter war auf Koks...«

»Und dein Vater hat dich mißhandelt.«

»Woher weißt du das?«

»Es klingt mir so bekannt in den Ohren, als hätte ich es schon tausendmal gehört. Willst du wirklich keinen Schluck Wein?«

»Nein, danke«, sagte sie.

Also schenkte ich mir selbst noch mal nach, denn der Wein war wirklich süffig.

»Und, hast du einen schönen Koninginnedag gehabt?« fragte ich.

»Spitze. Viel rumgerannt. Und du?«

»Auch spitze.«

Wieder war es still.

»Was sollen wir machen?« fragte ich.

»Hier sitzen und reden«, sagte sie.

»Ja, das ist auch sehr schön.«

Sie nickte.

»Ich glaube, ich hab Lust, mit dir ins Bett zu gehen.«

»Ja, denkst du?«

Ich hatte zuviel Wein getrunken, um noch gut lügen zu können. Als wir im Flur standen, sagte sie: »Weißt du, was witzig ist? Hier in der Straße war ich mal 'ne Weile bei Pflegeeltern, und jetzt bin ich wieder hier.«

»Witzig«, sagte ich, »sehr witzig.«

Wir gingen die Treppe hoch, und sie murmelte: »Was aus Mitleid geschieht, gefällt Gott wohl.«

»Pardon?« fragte ich.

»Das steht in der Bibel. Kennst du das nicht? Hast du keine Bibel?«

»Nein, nicht hier.«

»Du hast so viele Bücher, und dann hast du nicht mal die Bibel. Glaubst du nicht an Gott?«

»Nein«, sagte ich, »nicht an den Gott, an den du glaubst, mehr an einen aus dem Nest gefallenem kleinen Vogel.«

»Es ist kalt hier«, sagte sie, als wir oben waren.

»Meine Badewanne ist kaputt, und die Heizung auch.«

Wir setzten uns aufs Sofa, und sie zog ihre Stiefel aus.

»Ich kann mich nicht mehr so gut konzentrieren«, sagte sie.

»Macht nichts«, sagte ich. Vielleicht hatte ich sie falsch verstanden.

Ich berührte ihre Haare. Ihre schönen braunen Haare, die nach demselben Parfüm dufteten wie das ganze Zimmer, seit sie hereingekommen war.

»Ich kann nicht«, sagte sie plötzlich, »willst du nicht lieber ein anderes Mädchen?«

»Was?«

»Wir haben so viel geredet, da kann ich nicht mehr. Wenn ich mit jemandem so viel geredet hab. Du kannst ein ande-

res Mädchen kriegen. Echt. Ich kann's nicht. Verstehst du? Wir haben so viel geredet. Nimm ein anderes Mädchen. Schick mich weg.«

»Naja, so viel haben wir nun auch wieder nicht geredet«, sagte ich.

Es war gut, daß ich daran gedacht hatte, die Flasche Wein mit nach oben zu nehmen.

Ich nahm einen großen Schluck und dachte daran, was der eine Mann mir erzählt hatte: daß Nutten immer nur lügen. Darum sagte ich: »Nein, Marcella, ich will dich. Hab keine Angst. Gott sieht uns. Gott ist die Liebe, das weißt du doch. Zieh dich bitte aus.«

Sie stellte sich vor mich hin und fing an, sich auszuziehen. Ich saß auf dem Sofa und trank sizilianischen Wein. Sie warf ihre Kleider durchs ganze Zimmer. Ich wußte nicht, ob das alle so machten, oder ob sie die einzige war, die sich so auszog.

Ich trank den Wein aus der Flasche. Sie war jetzt nackt bis auf ihren Slip. Sie stand vorm Fenster, und ich dachte: ›Vielleicht hätte ich besser die Vorhänge zuziehen sollen‹, doch dazu hatte ich jetzt keine Lust mehr.

Ich ging zu ihr. Ich stellte die Flasche auf den Boden.

Ich drückte sie an mich. Ich legte meine Hand auf ihren Slip, schob ihn ein klein wenig beiseite und befühlte ihre Haare, die sich nicht anders anfühlten als die Haare anderer Frauen auch. Ich dachte an nichts. Nur an sie, und an ihre Haut, die so hell war, so hell-hellbraun, und glatt und makellos ohne eine einzige Narbe. Ich roch den Duft ihres Körpers und fühlte, wie warm sie war. Lebende Menschen sind nun einmal warm, wenn man sie an sich drückt.

»Tu ich dir das an?« fragte ich.

»Nein«, sagte sie, »das tu ich mir selber an. Zieh du dich jetzt auch aus.«

Wir setzten uns wieder aufs Sofa, und sie sagte, es sei doch ziemlich kalt im Zimmer. Ich zog mich langsam aus.

»Ich find's nicht schlimm«, sagte sie, »ich find's echt nicht schlimm. Weißt du, warum nicht?«

»Nein«, sagte ich, »aber ich will's auch gar nicht wissen. Du bist jedenfalls das schönste Mädchen, das ich je gesehen habe.«

»Das solltest du mir lieber nicht sagen.«

»So was hattest du nicht von mir erwartet, was?«

Sie nickte.

»Ich auch nicht. Ich schwör's dir, ich auch nicht.«

»Sie haben es mir alle zu oft gesagt, kannst du dir das vorstellen?«

Das konnte ich. Ich stand vom Sofa auf und warf dabei die Flasche um. Der Wein lief auf den Teppich. Ich hob sie nicht auf. Ich erinnerte mich, daß ich mir vorgenommen hatte, nur ein bißchen beschwipst zu werden, so ein klein wenig angenehm beschwipst, und wie ich dann aus Versehen doch ein bißchen betrunken geworden war, und aus betrunken sternhagelvoll. Sowie die Nacht in den Tag übergeht und der Tag in die Nacht und die Nacht wieder in den Tag. Ich fragte mich, wer doch gleich wieder geschrieben hatte, daß nicht jede Nacht mit der Morgenröte endet.

Wir legten uns auf den Boden. Ich streichelte ihre Haare und ihr Gesicht. Wir küßten uns. Sie hatten mir erzählt, daß Nutten nie küssen, doch ich schmeckte ihren Mund, und sie muß auch meinen geschmeckt haben. Ich dachte an

die Nächte, in denen ich auf dem Nachhauseweg irgendwo auf der Straße jemand Wildfremdes geküßt hatte, ohne auch nur den Namen zu kennen – oder wenigstens sein Geschlecht. Manchmal ist man so stockblau, daß einem alles egal wird. Dann ist eine Zunge im Mund eine Zunge im Mund, ganz gleichgültig, ob die nun von einem Mann oder einer Frau stammt oder von einem Hund. Doch in letzter Zeit hatte ich Zahnfleischprobleme, und dann ist *eine* Zunge im Mund eigentlich schon zu viel. Das waren die Nächte, in denen ich nach Hause kam und dachte: ›Wenn ich mich jetzt aufhäng, schreib ich vorher ein Schild, wo drauf steht: Kein Selbstmord, nur Würgesex.«

Ihre Haare kitzelten an meiner Brust, und ich merkte, daß sie mich ansah. Ihre braunen Augen blickten mir mitten ins Gesicht. Es war schön, von ihr betrachtet zu werden.

Ich zog ihr den Slip aus.

»Hast du ein Kondom dabei?« fragte ich.

»Brauchst du das jetzt schon?«

»Ja«, sagte ich, »das brauch ich jetzt schon.«

Sie öffnete ihre Tasche, und mit einer blitzschnellen Bewegung schob sie ihn mir über den Pimmel.

»Soll ich dir einen blasen?« fragte sie. »Magst du das?«

»Nein«, sagte ich, »vielen Dank.«

Ich dachte an alles, was sie gesagt hatte, wie sie hereingekommen war und wie sie mich angesehen hatte, als sie ihre Kleider durchs ganze Zimmer warf; an ihre Haut dachte ich und an die wenigen Haare zwischen ihren Beinen und ihre Umhängetasche und ihre Stiefel mit den vielen Schnallen und die weiße Bluse und an ihre Zunge und die Kerben in

ihren Lippen, die von ihrem Lippenstift noch betont wurden, an ihre kleine Nase mit den winzigen, fast unsichtbaren Mitessern, und wie es sich anfühlte, als ich in sie ein-drang. An all diese Dinge hatte ich gedacht, und darum war es sehr schnell gegangen.

Neben ihr durfte ich liegenbleiben.

»Kleine Marshalla«, sagte ich.

»Kleiner Arnon«, sagte sie.

Ich sah, daß sie einen klitzekleinen Damenbart hatte, doch eigentlich konnte man es gar nicht Damenbart nennen. Man konnte ihn nur erkennen, wenn man ganz dicht an sie herankam, und so nah wie jetzt wäre ich ihr normalerweise nie gekommen.

»Findest du mich schön?« fragte sie plötzlich.

»Ja«, sagte ich.

»Hast du keine Religion?«

»Ich bin Jude. Du bist nicht zufällig Antisemitin und haßt Juden?«

»Nein, warum? Ich hasse niemanden. Ich bin halt noch nicht vielen begegnet.«

»Dann hast du ja Glück, daß du mich getroffen hast. Ich bin nämlich ein guter Jude.«

Wir mußten beide lachen. Ich hatte sie nur aus dem Grund gefragt, weil sie schon beim Hereinkommen hatte wissen wollen, ob es mir etwas ausmachte, daß sie ein bißchen dunkelhäutig war. Sie wußte natürlich, daß ich eigentlich eine Blondine gewollt hatte, und sie hatte mich während ihrer Frage sehr ernst angesehen. Darum erzählte ich ihr jetzt, daß ich das am Telefon nur gesagt hatte, weil mir im Moment nichts anderes eingefallen war.

Sie stand auf, nahm die Weinflasche vom Boden und setzte sich aufs Sofa. Und wieder sah ich sie an. Ich hätte viel darum gegeben, wenn sie länger bei mir geblieben wäre, doch ich wußte, daß das unmöglich war, denn ich hatte kein Geld mehr.

»Du mußt dir das Ding noch abziehen«, sagte sie.

Ich tat es, aber ich stellte mich ziemlich ungeschickt an, so daß ein kleines bißchen auf ihren Rock tröpfelte, der neben uns gelegen hatte. Wir hatten es auf dem Teppich miteinander getrieben, und ihre Kleider hatten wie Zuschauer mehr oder weniger im Kreis um uns herumgelegen.

Sie hob ihren Rock vom Boden auf.

»Auch das noch«, sagte sie, »shit.«

»Entschuldigung«, sagte ich.

»Shit«, sagte sie.

»Das kriegen wir schon wieder raus«, sagte ich.

»Den hab ich grade erst gekauft«, sagte sie.

Wir gingen ins Badezimmer, wo uns ordentlich kalt war, denn wir waren beide noch nackt, aber ich fand kein geeignetes Tuch. Darum ging ich in die Küche. Dort fand ich nur einen Topflappen und eine Abwaschbürste, die ich beide mitnahm. Mit der Bürste bearbeiteten wir dann den Fleck, der noch sehr gut herausging.

Danach zogen wir uns beide wieder an, doch meine Schuhe ließ ich aus.

»Ich hab keinen Lippenstift mehr drauf, oder?«

»Nein«, sagte ich, und wir gingen nach unten. Sie wollte einen Schluck Wasser trinken und noch eine Zigarette rauchen, und wieder mußte ich ihr Feuer geben.

»Kommt Rick dich gleich holen?«

»Er wartet hier vor der Tür.«

»Oh, er wartet!«

»Es gibt auch Agenturen, wo sie nicht vor der Tür warten, aber für die will ich lieber nicht arbeiten.«

»Nein, das kann ich mir vorstellen, versteh ich sehr gut.«

Sie nahm eins der Bücher, die auf dem Tisch lagen, und blätterte darin herum.

»Ich find das stark, wenn jemand so 'n Buch schreiben kann, das find ich echt 'ne Leistung.«

»Das ist nichts«, sagte ich, »es ist schwieriger, einen einzigen Tag gut zu leben, als ein Buch zu schreiben.«

Sie rauchte noch eine Zigarette. Die Schachtel Dunhill rot war jetzt leer, und sie legte sie auf den Tisch. Neben die Kondompackung. »Bene-Luxe« stand in grünen Buchstaben auf der Hülle, und wir hätten die Kondome noch bis Mai 1997 benutzen können.

»Oh, shit«, sagte sie.

»Was ist denn jetzt schon wieder?« fragte ich.

»Ich hätte anrufen müssen«, sagte sie. »Wir müssen immer anrufen, wenn wir reinkommen und wenn wir wieder gehen. Und vielleicht arbeitet heute abend wieder diese Tussi. Da arbeitet nämlich eine, die kann mich nicht ausstehen.«

Sie suchte etwas in ihrer Tasche, aber offensichtlich konnte sie es so schnell nicht finden, denn sie sagte noch ein paarmal »shit«. Dann hatte sie ihr Notizbuch endlich gefunden und lief damit zum Telefon.

»Zum Glück war nicht die Tussi dran. Da arbeiten auch ein paar ganz nette Mädchen. Die haben alle so ihre Geschichte, weißt du.«

»Nicht nur Mädchen von der Modellagentur haben ihre Geschichte.«

»Das weiß ich«, sagte sie, und dann wollte sie doch noch ein klitzekleines Tröpfchen Wein zu ihrem Wasser haben. Ich sagte, daß ich mir nicht vorstellen könne, daß das schmeckt, doch ich tat, was sie wollte.

»Hast du einen Freund?« fragte ich.

»Zwei. Einer ist neunzehn, der hat gar keine Kohle, aber der andere ist vierundzwanzig, und der hat jede Menge. Er handelt mit Drogen. Bei ihm wohn ich auch. Aber eigentlich ist nur der Neunzehnjährige mein Freund.«

»Aha.«

Ich fragte mich, warum der eine ihr nicht etwas von dieser Kohle abgeben konnte, wenn er so viel davon hatte, doch auch darüber wollte ich mir besser nicht allzu viele Gedanken machen. Außerdem war ja doch alles gelogen.

»Ist Rick nett?«

»Ja, echt. Alle Chauffeure sind nett. Sie lassen die Mädchen total in Ruhe. Sie sind da, um uns zu beschützen.«

»Hat dieser Rick nicht früher mal mit dem Motorrad Pizza ausgefahren?«

»Da reden wir nie drüber, über solche Sachen.«

Sie stand auf und ging durchs Zimmer, und ab und zu hob sie ein Buch auf.

»Wieviel hast du eigentlich für das Ganze bezahlt? Für mich, meine ich?«

»Zweihundertfünfzig«, sagte ich. »Und wieviel kriegst du?«

»Hundert.«

»Das ist ja Beschiß.«

»Nein«, sagte sie, »das ist nicht wahr.«

»Laß ruhig liegen«, sagte ich, als sie ihre leere Zigarettenpackung in die Tasche stecken wollte.

»Machst du mehrere an einem Abend?«

»Nein, einer reicht mir.«

Sie drückte ihre Zigarette aus und leerte ihr Glas.

»Jetzt muß ich weg«, sagte sie, »das war ein verrückter Abend.«

»Ja«, sagte ich, »das war ein verrückter Abend.«

Ich begleitete sie in den Flur.

»Schöne Grüße an Rick.«

»Kannst du für mich beten?«

»Pardon?«

»Du wirst doch beten können? Irgendwie?«

»Ja.«

»Dann bete für mich. Vor dem Einschlafen. Es hilft, wenn Leute für einen beten.«

»Gut zu wissen«, sagte ich, »ich werd bei Gelegenheit dran denken«, und dachte: ›Wenn ich bei einer anderen Frau bin.‹ Vielleicht hilft es ja wirklich, wenn man nur dran glaubt, doch das wollte ich nicht. Nie wieder wollte ich solche Dinge glauben.

Eigentlich ärgerte mich diese Gebetstour. Es war natürlich auch gelogen. Ich glaubte nicht, daß sie imstande war, auch nur ein einziges wahres Wort zu mir zu sagen. Ich mußte mich mit dem zufriedengeben, was sie jedem erzählte. Bestimmt liefen haufenweise Männer herum, die für sie beten sollten. Es war besser, so zu denken. Es erleichterte.

Ich küßte sie, und sie mich.

»Laß dir's gutgehen«, sagte ich. Mir fiel nichts Besseres ein.

»Vergiß nicht, was du mir versprochen hast.«

»Bestimmt nicht.«

Dann rief sie: »Ah, da ist er ja schon«, und machte die Tür hinter sich zu. Ich setzte mich an den Tisch und öffnete eine neue Flasche sizilianischen Wein. Ich betrachtete den Zettel, auf den sie ihren Namen geschrieben hatte. Ihren Decknamen, doch das konnte mir egal sein.

Ich legte mich nicht schlafen, ich konnte also auch nicht für sie beten. Aber selbst *wenn* ich schlafen gegangen wäre, hätte ich nicht gewußt, welches Gebet ich für sie hätte sprechen sollen, denn gebetet hatte ich schon lange nicht mehr.